

Wolfgang Huber

**Zwischen Realität und Aktualisierung –
das Evangelium als Gabe und die Herausforderungen
kirchlicher Arbeit**

Vortrag vor der Landessynode der Evangelischen Landeskirche in
Baden am 24. Oktober 2011

Herzlich bedanke ich mich für die Einladung dazu, erneut Gast der badischen Landessynode zu sein. Ich freue mich sehr darüber, dass ich auf diese Weise meine unveränderte Verbundenheit mit der badischen Landeskirche zum Ausdruck bringen kann. Vor allem will ich Ihnen zu dem Kirchenkompassprozess gratulieren, zu dem Sie heute eine Zwischenbilanz ziehen, um ihn mit neuem Schwung weiterzuführen. Die badische Landeskirche hat mit diesem Prozess in ihrem eigenen Bereich wichtige Klärungsprozesse angestoßen; aber sie hat zugleich Entscheidendes zur Reformatmosphäre in der Evangelischen Kirche in Deutschland insgesamt beigetragen. Denn mit dem Reformanstoß, der sich in dem Impulspapier „Kirche der Freiheit“ von 2006 und den anschließenden Reformbemühungen bündelte, vollzog die EKD ja nichts anderes, als Initiativen aus den Landeskirchen aufzunehmen und deren Richtungsimpuls zu verstärken. Dabei war die badische Mitwirkung unübersehbar stark. Ich denke dabei an die Beiträge, die der unvergessene Michael Nüchtern in der Perspektivkommission des Rats der EKD geleistet hat; aber ich denke ebenso an die beharrliche Ermutigung durch

Margit Fleckenstein im Rat der EKD und in der gemeinsamen Steuerungsgruppe für den Reformprozess; und ich erinnere mich, wie Ulrich Fischer immer dann, wenn sich in den Diskussionen der Kirchenkonferenz der EKD Untiefen zeigten, die Segel so setzte, dass das Reformschiff wieder Fahrt aufnehmen konnte. Ich müsste noch mehr Namen von Menschen nennen, die den badischen Reformimpuls auf die Ebene der EKD getragen haben. Aber ich hoffe, dass sich in diesen drei stellvertretend genannten Namen viele angesprochen fühlen. So will ich heute zunächst sehr herzlich danken, Ihnen für den landeskirchlichen Prozess meinen Respekt zu bezeugen und Sie zu dessen Fortsetzung zu ermutigen.

Drei Schritte möchte ich mit Ihnen unternehmen. Ich will zunächst das Bild vom Kompass aufnehmen und von ihm aus den Prozess beschreiben, um den es geht. Daran werde ich eine theologische Überlegung zu Veränderungsprozessen in unserer Kirche anschließen. Von hier aus werde ich abschließend fragen, in welcher Richtung sich die Schwerpunktziele Ihres badischen Reformprozesses weiterentwickeln lassen. Mehr als ein Diskussionsanstoß wird heute Morgen von mir nicht erwartet; mehr als einen solchen Anstoß kann und will ich auch nicht geben. Glücklicherweise kann ich den ganzen Tag bei Ihnen sein; so freue ich mich auf einen gemeinsamen Lernprozess.

I. Kompass

Immer wieder war ich überrascht darüber, dass Sie sich für Ihren Reformprozess den Kompass als Bild gewählt haben. Sie werden dieses Bild schon häufig interpretiert haben; ich habe das auf meine Weise auch versucht. Dabei habe ich mich an meine

Pfadfinderzeiten erinnert. Mir kamen nicht nur die Kompassübungen wieder in den Sinn, die wir damals unternahmen; manchmal haben wir den Kompass auch wirklich gebraucht, um ans Ziel zu kommen.

Einen Kompass zu benutzen, setzt voraus, dass man ein festes Ziel hat, das man erreichen will. Nötig ist der Kompass nur dann, wenn der Weg zu diesem Ziel nicht ausgeschildert ist. Im Schwarzwald sehe ich deshalb nie mehr Wanderer mit einem Kompass; sie sind alle auf vorgegebenen Wanderrouten unterwegs.

Charakteristisch für das Kompasswandern ist sodann, dass man das Ziel nicht mit bloßem Auge sieht; dafür ist es zu weit entfernt; aber es ist nicht unerreichbar. Man wählt es sich auf einer Karte aus, bestimmt mit Hilfe der Karte die Richtung und zieht die Folgerungen für den Weg, den man gehen will. Man kennt die geographische Lage, kann also vom eigenen Standort aus die Richtung des Wegs bestimmen – vorausgesetzt, man hat den Kompass genordet.

Zu diesem entfernten, aber erreichbaren Ziel sucht man einen gangbaren Weg. Umwege sind möglich; aber dann muss man die Richtung, auf der man weitergehen will, neu bestimmen – sonst verfehlt man das Ziel. Man muss sich Rechenschaft darüber ablegen, welchen Weg man zurückgelegt hat, um zu wissen, wie es weitergeht. Es geht nicht immer geradeaus, aber es geht immer auf ein klares Ziel zu.

Und schließlich: Einen Kompass kann man auch für eine Sternwanderung benutzen. Verschiedene Gruppen gehen unterschiedliche Wege, manchmal auch mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten; aber sie orientieren sich an demselben Ziel. Wichtig ist, dass sie miteinander in Verbindung bleiben. Keiner soll

zurückbleiben oder gar verloren gehen. Die Gruppen auf der Sternwanderung gehören zusammen.

Die elementaren Anforderungen an die Verwendung eines Kompasses sind damit klar: Ziele bestimmen, sich über deren Erreichbarkeit verständigen, die Ausgangslage klären und auch die Zwischenhalte präzise orten, um zu wissen, wie es weiter geht, und schließlich: auch bei unterschiedlichen Wegen die Gemeinschaft bewahren.

Die kurze Interpretation des Kompass-Bildes am Beispiel einer Wanderung hilft uns auch dabei, die Ziele der Wanderung und die Ausrüstung der Wanderer voneinander zu unterscheiden. Die Wanderer brauchen wetterfeste Kleidung, solides Schuhwerk und nicht zuletzt ausreichendes Proviant. Darüber diskutieren wir in unseren Kirchen und auf unseren Synoden besonders ausgiebig; Prognosen über das kirchliche Finanzaufkommen und die finanzielle Versorgung kirchlicher Handlungsfelder haben eine große Priorität. Das ist auch richtig – in meinen Augen freilich nur dann, wenn man solche Diskussionen auf die Ausstattung der Wandergruppe und nicht auf das Ziel der Wanderung bezieht. Geld ist auch in der Kirche ein unentbehrliches Mittel; doch wer das Geld zum Ziel erklärt, erliegt der Ökonomisierung unserer Zeit, selbst wenn er noch so laut dagegen protestiert.

Wichtig ist es natürlich auch zu klären, wie groß und wie behende die Wandergruppe ist. Aber auch die Vergewisserung darüber ist keine Ziel-Debatte. Die Demographie gehört auch zu den Ausgangsbedingungen kirchlicher Planungsprozesse. Wir stellen fest, wie viele wir sind, um abzuschätzen, wie viele Gruppen sich gleichzeitig auf den Weg machen können. Die Strukturdebatten auf

den Ebenen von Gemeinden, Kirchenbezirken und Landeskirchen haben mit dieser Art von Fragen zu tun. Aber auch dabei handelt es sich nicht um Zieldebatten; vielmehr geht es darum, unsere Strukturen so weiterzuentwickeln, dass die Möglichkeiten sich verbessern, Ziele, die wir uns setzen, auch tatsächlich zu erreichen.

Aber ein Ziel ist es natürlich, andere zum Mitwandern einzuladen; denn es ist nicht so, dass nur der ans Ziel kommen darf, der von Anfang an mitgewandert ist. Ein Ziel ist es, dazu beizutragen, dass es auch nach uns noch Wanderer gibt, also Mut zur nächsten Generation zu machen und das, was uns anvertraut ist, an diese Generation weiterzugeben.

II. Realität und Aktualisierung

Das Bild vom Kompass hat uns schon nahe herangeführt an die theologische Überlegung zu Planungsprozessen in der Kirche, denen der Mittelteil dieses Vortrags gewidmet sein soll. Er knüpft an drei biblische Motive an, die mir für mein eigenes Nachdenken besonders wichtig geworden sind. Sie betreffen zuerst „Gottes Ja und unser Amen“, sodann das paulinische Bildwort vom „Schatz in irdenen Gefäßen“ und schließlich das Bildwort Jesu vom „Licht der Welt“.

1. Gottes Ja und unser Amen

Mit meiner kurzen Meditation über den Kompass und seine Verwendung beim Wandern habe ich schon genauer zu bestimmen versucht, was wir meinen, wenn wir im Blick auf kirchliches Handeln von Zielen sprechen. Doch eine Überlegung muss noch hinzutreten:

Auch wer wandert, weiß, dass jedes erreichbare Ziel nur ein Zwischenziel ist. Auf einer mehrtägigen Wanderung ist allen Beteiligten bewusst, dass es am nächsten Tag einen neuen Aufbruch gibt. Am letzten Tag blühen die Fantasien darüber, ob man den Weg im folgenden Jahr genau an dieser Stelle fortsetzt; denn man sieht schon wieder neue Ziele vor sich. Aber es gibt auch Ziele, die wandern mit, ohne dass wir sie je aus eigener Kraft erreichen können. Sie bilden den Horizont, der allerdings für unsere Orientierung von entscheidender Bedeutung ist.

Unsere Wanderung als Kirche ist vom Ziel der Fülle Gottes, der Herrschaft seiner Liebe bestimmt. Dieses Ziel bildet den Horizont, an dem wir uns orientieren; aber wir maßen uns nicht an, dieses Ziel von uns aus erreichen zu können. Wir wissen, dass dieses Ziel Gottes Sache ist und bleibt. Doch in Jesus Christus ist dieses Ziel zugleich mitten unter uns gegenwärtig. Es ist in ihm wirklich geworden; deshalb glauben wir daran, dass Gott in ihm Mensch geworden ist und uns in ihm an dem Ziel Anteil gibt, das doch ganz und gar seine Sache bleibt. Wir suchen uns aber Ziele, die dieses eine Ziel widerspiegeln; wir hoffen darauf, dass in dem, was wir gestalten, die umfassende Wirklichkeit zum Leuchten kommt, die all unser Gestalten übersteigt. Das meinen wir, wenn wir darum bitten, dass Gottes Geist sich mit unserem Handeln und Gestalten verbindet.

Als christliche Kirche vertrauen wir auf die Wirklichkeit, die in Gottes schöpferischem Ja geschaffen und verheißen ist. Und wir versuchen darauf zu antworten. Der Apostel Paulus beschreibt das einmal denkbar kurz und bündig: „Denn der Sohn Gottes, Jesus Christus, der unter euch durch uns gepredigt worden ist, ... der war

nicht Ja und Nein, sondern es war Ja in ihm. Denn auf alle Gottesverheißungen ist in ihm das Ja; darum sprechen wir auch durch ihn das Amen, Gott zum Lobe“ (2. Korinther 1, 19f.). Diese Bewegung vom göttlichen Ja zum menschlichen Amen ist, so kann man sagen, das Bewegungsgesetz der Kirche. Paulus veranschaulicht dieses Bewegungsgesetz an einer anderen Stelle desselben Briefs am Verhältnis zwischen dem Versöhnungswerk Gottes in Christus und dem Versöhnungsdienst der Gemeinde: „Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott ermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: Lasst euch versöhnen mit Gott“ (2. Korinther 5, 19f.).

Gottes Ja und unser Amen, Gottes Anrede und unsere Antwort – diese Verhältnisbestimmung ermöglicht uns einen Zugang zum kirchlichen Handeln, der von der Freiheit der Rechtfertigungsbotschaft geprägt ist. Auch für die Kirche selbst gilt, was sie verkündigt: Du bist angenommen von Gott; dadurch bist du ein guter Baum, der gute Früchte bringen kann. Martin Luther setzt sich in einem solchen Zusammenhang einmal mit dem Einwand gegen die Rechtfertigungslehre auseinander, nach welchem derjenige, der allein den Glauben predigt, damit die guten Werke verbiete; er hält dem entgegen, das laufe „auf das Gleiche hinaus, wie wenn ich zu einem Kranken spräche: Besäßeest du deine Gesundheit, dann hättest du auch alle Glieder in ihrem Gebrauch; ohne sie führt der Gebrauch aller Glieder zu nichts; und er daraus entnehmen wollte, ich hätte den Gebrauch der Glieder verboten; wo ich doch meinte: Die Gesundheit muss zuvor da sein und sich im

Gebrauch aller Glieder auswirken. Ebenso muss auch der Glaube Werkmeister und Hauptmann sein in allen Werken, oder sie sind zu gar nichts zu gebrauchen“ (Von guten Werken, 1520). Eine andere Ortsbestimmung kirchlichen Handelns in derselben Schrift heißt so: Gott „will, dass wir mit ihm wirken, und tut uns die Ehre an, dass er mit uns und durch uns sein Werk wirken will. Und wenn wir von dieser Ehre keinen Gebrauch machen wollen, dann wird er allein es doch ausrichten, den Armen zu helfen.“

Im kirchlichen Handeln gehen wir deshalb nicht auf eine Realität zu, die es noch nicht gibt und die durch unser Handeln geschaffen werden soll. Sondern wir kommen von einer Realität her, die wir ohne unser Zutun empfangen und die wir so weitergeben, dass sie auch andere Menschen erreicht.

Dietrich Bonhoeffer bestimmt deshalb das Wesen der Kirche von der Wirklichkeit Christi her: Die Kirche ist „Christus als Gemeinde existierend“. Darin sieht er die Wirklichkeit, auf die alles ankommt. Diese Realität haben wir in unserem kirchlichen Handeln zu aktualisieren. Bonhoeffer setzt sich mit einer solchen Betrachtungsweise klar davon ab, dass wir das Leben mit Christus als eine bloße Möglichkeit ansehen, die wir durch unser Handeln allererst zu realisieren hätten. Einer ähnlichen Betrachtungsweise folgt Dietrich Bonhoeffer auch, wenn er zwischen dem Letzten und dem Vorletzten unterscheidet. All unser menschliches Handeln siedelt er im Bereich des Vorletzten an; aber er misst es zugleich daran, ob dieses Handeln im Vorletzten den Zugang zum Letzten offen hält oder verschließt.

Ziele kirchlichen Handelns bewegen sich im Bereich des Vorletzten. Eben deshalb dürfen sie konkret sein; wir maßen uns mit

ihnen ja nicht an, die Fülle der Schönheit Gottes in das enge Korsett unserer Zieldefinitionen zu pressen. Nein, aus Dankbarkeit für diese Fülle, die immer wieder unter uns aufscheint, nehmen wir uns Ziele vor und sind zu ihnen unterwegs. Der Dank für das, was Gott uns anvertraut, bringt uns auf den Weg. Deshalb sind wir ein wanderndes Gottesvolk. Es geht auf diesem Weg nicht um eine bloße Möglichkeit, die wir durch unser Handeln realisieren wollen. Es geht um eine Realität, die größer ist als wir selbst, und um ihre Aktualisierung an unserem jeweiligen geschichtlichen Ort. Deshalb habe ich meine heutigen Überlegungen unter die Überschrift gestellt: „Zwischen Realität und Aktualisierung – das Evangelium als Gabe und die Herausforderungen kirchlicher Arbeit“.

2. Ein Schatz in irdenen Gefäßen

Nach den Zielen kirchlichen Handelns fragen wir heute nicht deshalb, weil wir so viele überschüssige Kräfte haben und danach Ausschau halten, wie wir sie sinnvoll einsetzen können. Wir fragen danach, weil wir spüren, dass die Kräfte der Kirchen in der Gesellschaft insgesamt wie auch die Kräfte der Gemeinden am Ort begrenzt sind und wir deshalb nicht alles gleichzeitig können. Wir gewinnen einen neuen Zugang zu einer Einsicht, die ich noch einmal an einer Schlüssel Formulierung des Apostels Paulus verdeutlichen will: „Wir haben diesen Schatz in irdenen Gefäßen, damit die überschwängliche Kraft von Gott sei und nicht von uns“ (2. Korinther 4,7). Auch in einer vielfach beschenken und wohlhabenden Kirche, wie es unsere Kirche nach wie vor ist, können wir nicht übersehen, dass die Gefäße, mit denen wir arbeiten, irdene Gefäße sind. Gemeint sind damit Gefäße aus Ton,

die ihrer Macht entsprechend zerbrechlich sind. Von sich aus können sie den Schatz gar nicht schützen, den sie enthalten. Wenn er nicht zerbricht, so liegt es nicht an uns, sondern an dem, der Geber dieses Schatzes ist.

Die Kirche als „irdenes Gefäß“: dieses biblische Bild vermag auch Klarheit in die Debatte über die Weltlichkeit der Kirche und ihre „Entweltlichung“ zu bringen. Papst Benedikt XVI. hat diesem Begriff in seiner Rede im Freiburger Konzerthaus am 25. September einen prominenten Ort gegeben. Er will damit die Kirche nicht von ihrem Auftrag gegenüber der Welt lösen. Vielmehr hat sich dieser Auftrag in der „Nüchternheit des Heute“ zu vollziehen; die Kirche hat sich „den Sorgen der Welt (zu) öffnen“. Zugleich jedoch verwendet der Papst einen Begriff der „Welt“, der sich im Neuen Testament besonders im Johannesevangelium findet, sich dann aber vor allem in der frühchristlichen Gnosis ausbreitet. Die Befreiung von den versklavenden Mächten des Kosmos ist das Ziel der Entweltlichung, nach welcher der einzelne Glaubende strebt und nach der auch die Kirche streben soll. Überraschenderweise deutet der Papst die neuzeitlichen Säkularisierungsprozesse aus einer solchen Perspektive positiv; er sagt von ihnen, sie hätten zur Läuterung und inneren Reform der Kirche wesentlich beigetragen. In der Enteignung von Kirchengütern und der Beseitigung von Privilegien wird die Kirche seiner Auffassung nach von „weltlichem Reichtum“ entblößt und nimmt wieder ganz ihre „weltliche Armut“ an. Wörtlich sagt er: „Die von materiellen und politischen Lasten und Privilegien befreite Kirche kann sich besser und auf wahrhaft christliche Weise der ganzen Welt zuwenden, wirklich weltoffen sein. Sie kann ihre Berufung zum Dienst der Anbetung Gottes und zum Dienst des

Nächsten wieder unbefangener leben.“ Weltoffenheit auf der Grundlage von Entweltlichung ist das Programm, das der Papst mit diesen Worten vertritt.

Die kritische Distanz gegenüber den Strukturen, in denen die Kirche lebt, ist sicher heilsam. Freilich beruht ihre „Verweltlichung“ keineswegs nur auf politischen Bindungen oder Privilegien, von denen sie durch Säkularisierungen befreit wird. Sie beruht vielmehr ebenso auf einer inneren „Verweltlichung“; interne Herrschaftsstrukturen und innere Privilegierungen können das Zeugnis des Evangeliums ebenso verdunkeln wie äußere Abhängigkeiten. Eine Befreiung aus der „babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ erfolgt deshalb nicht durch von außen aufgezwungene Säkularisierungen, sondern durch einen inneren Klärungsprozess. Ich habe darüber hinaus Zweifel daran, dass diese immer wieder nötige Befreiung durch den Begriff der „Entweltlichung“ gut beschrieben ist. Denn die Kirche, deren Botschaft nicht „von dieser Welt“ ist, bleibt doch Kirche in der Welt. Sie folgt der Bewegung, die durch die Menschwerdung Gottes vorgezeichnet ist. Die „Treue zur Erde“, um noch einmal Dietrich Bonhoeffer zu zitieren, und die Nähe zu den Menschen zeichnet sie aus. Im Blick auf ihre eigene Weltlichkeit (die man von „Verweltlichung“ unterscheiden sollte) ist die Frage entscheidend, welche Strukturen in den Dienst der Weitergabe des Evangeliums gestellt werden können und welche Strukturen diesen Dienst verdunkeln. Dabei lässt sich eine mangelnde Entsprechung zwischen dem Gefäß und dem Inhalt gar nicht überwinden; es handelt sich immer um ein tönernes, zerbrechliches Gefäß. Die Kirche, die nicht von der Welt ist, bleibt doch immer in der Welt, ja

ein Teil der Welt. Sie ist selbst auf die Vergebung angewiesen, die sie predigt; sie braucht selbst die Umkehr, die sie im Taufe und Abendmahl feiert.

Die Rede von einer „Entweltlichung“ der Kirche kann auch deshalb in eine falsche Richtung führen, weil sie die Weltverantwortung der Kirche in Zweifel zieht. Die Vorstellung von einer „Kirche ohne Privilegien“ verbindet sich häufig mit dem Gedanken, wir erlebten ein „Ende des konstantinischen Zeitalters“. Mit der Verbindung zwischen Kirche und Staat gehe zugleich die Verantwortung der Kirche in Fragen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, ihr Eintreten für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung, ihre vorrangige Option für die Armen auf ein Ende zu. Eine solche Entscheidung aber steht gar nicht zur Disposition der Kirche. Ihre Weltverantwortung gehört zu ihrem Wesen. Sie gewinnt zuallererst Gestalt im täglichen Handeln ihrer Glieder; sie verwirklicht sich dann aber auch im diakonischen Handeln der Kirche im Ganzen, ihre politische Diakonie eingeschlossen. Eine Kirche, die durch ihre Glieder in der Welt lebt und handelt, kann sich auch in ihrem gemeinschaftlichen Handeln nicht von der Welt trennen. Es kommt freilich darauf an, ob sie der Welt etwas zu sagen hat, was diese sich nicht selbst sagen kann.

3. Licht der Welt

Im badischen Kirchenkompass kommt dem Bild vom „Salz der Erde“ eine besonders herausgehobene Bedeutung zu. Es stammt aus einem doppelten Bildwort, das sich in der Bergpredigt Jesu findet: Das Bild vom Salz der Erde wird mit dem Bild vom Licht der Welt verbunden: „Ihr seid das Licht der Welt. Es kann die Stadt, die auf

einem Berge liegt, nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es allen, die im Hause sind. So lasst euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Matthäus 5,14-16).

Auch hier wiederholt sich die Abfolge von Zusage und Auftrag, in der ich eine Grundstruktur des biblischen Kirchenverständnisses sehe. Es heißt nicht: „Ihr sollt ein Licht sein“, sondern: „Ihr seid das Licht der Welt“. In einem plötzlichen Sprung in ein anderes Bild wird gezeigt, wie unmöglich es ist, das zu verbergen, was man ist. Eine Stadt, die auf einem Berg liegt, kann sich nicht unsichtbar machen. Ein Licht kann nicht unsichtbar sein; einen Eimer darüber zu stülpen, ist der Inbegriff einer absolut törichten Handlungsweise; man verbirgt nicht nur das Licht, sondern raubt ihm auch noch den Sauerstoff. Ein Licht gehört auf einen Leuchter. Nichts anderes wird von Christen erwartet als das Selbstverständliche: das Licht leuchten zu lassen, das sie sind. Und ebenso selbstverständlich wird angefügt, dass die anderen dieses Licht zuallererst am Tun, am alltäglichen Verhalten erkennen werden. Um seinetwillen werden sie Gott loben.

Weder der Glaube noch das Wort werden dadurch ins zweite Glied gerückt. Sondern in der knappen Sentenz der Bergpredigt zeigt sich ein Zusammenhang, den moderne Soziologen so beschreiben: Zugang zum Glauben gewinnen Menschen heute am ehesten dann, wenn die Lebensform plausibel ist, in der ihnen dieser Glaube begegnet. Überzeugende Christen im Alltag sind die ersten Missionare des Glaubens; die Lebensform einer Gemeinde sagt mehr als tausend Worte. Statt der Sprache der Soziologen

kann ich auch die Sprache einer christlichen Kommunität wählen, die sich unter anderem folgende Regel gegeben hat: Rede von deinem Glauben nur dann, wenn du gefragt wirst; aber lebe so, dass du gefragt wirst.

Von unseren Gemeinden und unserer Kirche eine plausible, den Menschen einleuchtende, das Evangelium erläuternde Lebensform zu erwarten, klingt weniger radikal als die Forderung nach einer „Entweltlichung“ der Kirche. Aber es entspricht vielleicht den Bildworten vom Salz der Erde und vom Licht der Welt genauer. Nach meiner Auffassung legen diese Bildworte nahe, unter den Zielen kirchlichen Handelns plausible Gemeinschaftsformen des christlichen Lebens mit einer hohen Priorität zu versehen. Auch in der evangelischen Kirche ist Raum für geistliche Gemeinschaften; sie entwickelt und würdigt überzeugende Formen geistlicher Leitung; Mitarbeiterführung und achtsamer Umgang mit Mitgliedern der Kirche sind von hoher Bedeutung; Gemeinden wirken durch ein ausstrahlungsstarkes gemeinsames Leben in ihre Umgebung hinein. Das sind Beispiele für das Ziel, durch plausible Lebensformen Freude am Glauben zu wecken. Plausibel muss vor allem sein, wie die Kirche für die eintritt, die an Leib und Seele notleiden, und wie sie Gerechtigkeit und Solidarität, Frieden und Nachhaltigkeit in unserer Welt fördert.

Auch die ökumenische Debatte gewinnt ein klareres Profil, wenn wir sie unter dem Gesichtspunkt der plausiblen Lebensform betrachten. Die ökumenischen Aufgaben, gerade in unserem Land, bestehen auch nach dem klaren Signal des Deutschlandbesuchs von Papst Benedikt XVI. fort. Dieses Signal besagt, dass die Differenzen im Amtsverständnis eine unverrückbare ökumenische

Barriere darstellen. Dennoch bleibt es unsere ökumenische Aufgabe, in unsere Gesellschaft hinein zu bezeugen, dass der gemeinsame christliche Glaube stärker ist als solche Unterschiede; im Leben der Gemeinden am Ort gibt es – gerade hier in Baden – vielfältige Formen, in denen das schon jetzt einen überzeugenden Ausdruck findet. Es bleibt die gemeinsame Aufgabe, die Unterschiede zwischen den Kirchen verständlich zu machen und mit ihnen im Geist wechselseitigen Respekts und wechselseitiger Freundschaft umzugehen. Und es bleibt die Aufgabe gemeinsamer Verantwortung in unserer Gesellschaft und in der Welt.

III. Ziele weiterentwickeln

Ich habe die theologischen Überlegungen zu drei biblischen Motiven – Gottes Ja und unser Amen, der Schatz in irdenen Gefäßen und das Licht der Welt – von vornherein so angelegt, dass sich aus ihnen bereits Perspektiven auf bestimmte Ziele kirchlichen Handelns ergaben. Ich wollte zeigen, dass theologische Überlegungen für die Entwicklung und Präzisierung solcher Ziele förderlich sind. Aber es ging mir nicht darum, eine Liste solcher Ziele aufzustellen und Sie dann dazu zu veranlassen, meine Liste mit den bisherigen sechs Schwerpunktzielen der Landessynode zu vergleichen. Deshalb will ich auch an den Abschluss meiner Überlegungen nicht zusammenfassende Zieldefinitionen stellen; ich will meine eigenen Erfahrungen mit solchen Prozessen vielmehr dazu nutzen, um einige Anregungen zur Weiterentwicklung eines bereits im Gang befindlichen Prozesses auszusprechen. Sechs Punkte sind mir in diesem Zusammenhang besonders wichtig.

1. Leitbilder und Schwerpunktziele

Am badischen Kirchenkompass überzeugt mich ganz besonders die Unterscheidung zwischen Leitbildern und Schwerpunktzielen. Erfrischend ist die Direktheit, mit der biblische Bilder von der Kirche aufgenommen und fruchtbar gemacht werden; erfrischend ist aber auch, dass diese Bilder im Plural stehen bleiben – eine Festlegung auf nur ein Bild, ein Leitbild, unterbleibt.

Die Schwerpunktziele werden davon befreit, selbst Leitbildfunktion wahrnehmen zu müssen. Das schließt gerade die Möglichkeit ein, diese Ziele, jedenfalls in einem zweiten Schritt, zu konkretisieren. Denn alle zielgerichteten Prozesse brauchen einen zeitlichen Horizont, innerhalb dessen man bestimmte Ziele oder Teilziele erreicht haben will; sie brauchen eine Vorstellung von den Maßstäben, an denen man ablesen kann, ob man diesen Zielen näher gekommen ist.

Ich berühre damit ein besonders heißes Eisen kirchlicher Reformprozesse. Doch hier in Baden sind Sie schon so weit, dass Sie die Auswertung von Ergebnissen und die Konsequenzen für die Weiterarbeit als integrierten Bestandteil zielorientierter Planung ausdrücklich anerkennen. Dann jedoch ist es unausweichlich, Ziele auch so zu definieren, dass eine solche Auswertung überhaupt möglich ist.

Im Kirchenkompass gibt es dafür ein anschauliches Beispiel. Skizziert wird ein gemeindliches Vorhaben mit dem Ziel: „Junge Familien kommen zu unseren Gottesdiensten“. Es wird durch das Projekt eines Familiengottesdienstes konkretisiert, der gemeinsam mit dem städtischen Kindergarten gestaltet wird. Von der Auswertung dieses Projekts ist nicht mehr die Rede. Aber ohne

Zweifel wird zu klären sein, ob dieser Familiengottesdienst sein Ziel erreicht hat und ob die Beteiligung junger Familien an den Gottesdiensten der Gemeinde auch über diesen besonderen Gottesdienst hinaus zugenommen hat. Es ist ganz unausweichlich, dass nicht nur qualitative, sondern auch quantitative Gesichtspunkte in einer solchen Auswertung eine Rolle spielen. Man darf diese Gesichtspunkte nicht überbewerten, aber man darf sie auch nicht vernachlässigen. Wer Veränderungen erreichen will, muss angeben können, ob er dem Ziel näher gekommen ist. Deshalb ermutige ich Sie dazu, Ihre Ziele zu konkretisieren.

2. Mut zum Exemplarischen

Die Behauptung, unsere Kirche sei ein Unternehmen mit einem flächendeckenden Filialsystem, war noch nie richtig. Der positivste Aspekt dieser Behauptung liegt in dem Hinweis auf das dichte parochiale Netz, das unsere Kirche nach wie vor über das Land spannt. Auch wenn dieses Netz an manchen Stellen lockerer wird – für den dünn besiedelten Osten Deutschlands mit einem zugleich geringen Anteil an Gemeindegliedern gilt das natürlich ganz besonders – , besteht es doch fort und verdient Wertschätzung. Unzutreffend dagegen ist der Vergleich mit dem Filialsystem. Denn es war noch nie so, dass unsere Ortsgemeinden sich mit Filialen vergleichen lassen, in denen man immer das gleiche Angebot in der jeweils gleichen Regalanordnung vorfinden kann. Für einen solchen Vergleich sind Gemeinden, kirchliche Regionen und landeskirchliche Prägungen viel zu unterschiedlich.

Dennoch lässt sich der Übergang zur Planung in kirchlichen Regionen noch stärker fruchtbar machen, als dies bisher der Fall ist.

Er ermöglicht Schwerpunktbildungen; er erleichtert Entscheidungen darüber, was die einzelne Gemeinde besonders gut – auch stellvertretend für andere – machen kann und was sie getrost anderen überlässt. Dort, wo besonders viele um die Mitgestaltung konkurrieren, hat man es dann vermutlich mit etwas zu tun, was nahe am „Markenkern“ von evangelischer Kirche ist. Eine solche Konkurrenz beobachte ich in meinem Bereich zum Beispiel im Feld der Kirchenmusik; mich wundert es deshalb, dass in vielen Texten zu Zielen kirchlichen Handelns dieser Bereich eine so geringe Rolle spielt.

Schwerpunktbildung und Differenzierung öffnen den Blick aber auch für Variationen des ortsgemeindlichen Prinzips. Wie kann beispielsweise die kirchliche Beheimatung derer gestaltet wird, deren gottesdienstliches Leben und deren geistliche Erfahrungen vor allem an Urlaubssituationen oder Citykirchen, an Kirchentage oder klösterliche Retraiten anknüpfen. Über das vorherrschende ortsgemeindliche Muster muss man auch dort hinausblicken, wo man sich bewusst der missionarischen Situation stellt, in der wir heute Kirche sind. Dort, wo Neulinge nicht einmal begrüßt werden und wo die Frage, was solche Neulinge dazu bewegen mag, noch einmal zu kommen, keine Rolle spielt, steht der Übergang zu einem missionarischen Gemeindeverständnis jedenfalls erst noch bevor. Umso wichtiger ist es, dass einige Gemeinden anfangen, ein solches Profil zu entwickeln. Das kann nur dann gelingen, wenn Schwerpunktbildung ausdrücklich erwünscht ist. Niemand kann alle wichtigen Ziele gleichzeitig anstreben.

3. Suchet der Stadt Bestes

Verabschiedung eines Sparkassendirektors im Osten Deutschlands. Dass er sich kirchlich engagiert, war den Eingeweihten genauso bekannt, wie dass er auch als Direktor nicht aufgehört hat, Gewerkschaftsmitglied zu sein. Besonders still aber wird es, als der Bürgermeister der Kreisstadt auf die Lage der Israeliten im babylonischen Exil zu sprechen kommt und die Aufforderung des Propheten Jeremia zitiert: „Suchet der Stadt Bestes“. So weit, auch die Fortsetzung zu zitieren – „und betet für sie zum Herrn“ – , geht er nicht. Aber er trifft den Nerv dessen, wodurch Gemeinden wie einzelne heute – auch unter den säkularisierten Bedingungen in Brandenburg – in eine Kommune und in die Gesellschaft hineinwirken. Sie werden als Menschen respektiert, die der Stadt Bestes suchen und zu einer Balance zwischen Gemeinwohl und Eigennutz beitragen, an der es heute fehlt. Dieses Wirken zeigt sich nicht nur in gesellschaftspolitischen Interventionen und diakonischen Institutionen, sondern ebenso auch im Bildungshandeln der Kirche und in ihrer kulturellen Präsenz. Es ist gut, die Ziele kirchlichen Handelns an der Frage zu prüfen, in welchem Verhältnis sie zum Besten des Gemeinwesens stehen.

4. Ziele für das Besondere oder für das Normale?

Zielorientierte Prozesse haben eine Tendenz dazu, dass man nach neuen Projekten Ausschau hält, die man um dieser Ziele willen in Gang setzt. Das liegt nahe und vermag auch neue Kräfte zu mobilisieren. Es ist manchmal aber auch mit Gefühlen der Enttäuschung oder der Überforderung verbunden. Enttäuscht werden die einen fragen, ob denn alles, was sie bisher tun, mit diesen Zielen gar nichts zu tun hat; bisweilen werden kirchlichen

Reformvorhaben deshalb ein Mangel an Wertschätzung für das unterstellt, was ohnehin schon geschieht. Die anderen dagegen werden fragen, welche Aufgaben sie denn noch zusätzlich schultern sollen, über all das hinaus, was sie als ehrenamtliche oder berufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kirche schon tun. Mir erscheint es deshalb als wichtig, auch das, was schon bisher in einem kirchlichen Handlungsfeld getan wird, zu den Zielen in Beziehung zu setzen, die man sich für eine nächste Phase des kirchlichen Lebens vornimmt. Dabei ergeben sich gute Gründe dafür, sich in der guten Praxis bestätigt zu fühlen, die sich entwickelt hat, und die Wertschätzung dafür zum Ausdruck zu bringen. Manchmal ergibt sich auch die Frage, ob etwas wirklich nur deshalb fortgesetzt werden soll, weil es schon immer so war. Doch ohne die Würdigung des Normalen gibt es keine Motivation für das Besondere.

5. Initiativen am Ort

Landeskirchliche Zielfindungsprozesse stehen im Dienst des kirchlichen Lebens am konkreten Ort. Überall, wo sie erfolgreich sind, motivieren sie Gemeinden und Kirchenbezirke, Gruppen und übergemeindliche Dienste dazu, Kräfte zu bündeln, dadurch neue Initiativen zu ermöglichen und wirksam in ihr gesellschaftliches Umfeld hineinzuwirken. Unterstützende Angebote sind dafür sehr hilfreich: von der Gemeindeberatung über die Schulung von ehrenamtlichen und beruflichen Mitarbeitenden bis zu neuen Konzepten der Personalführung. Aber der entscheidende Impuls muss am jeweiligen Ort verwurzelt sein; wirksame Schwerpunktsetzung muss von den unmittelbar Beteiligten gewollt

und bejaht sein. Wünschenswert ist freilich, dass sie dabei den Radius ihrer Beobachtung nicht zu eng ziehen. Manche gemeindlichen Entscheidungen werden – trotz des Instruments der Gemeindeversammlung – in Wahrheit ja in einem sehr engen Kreis getroffen. Bei neuen Initiativen muss aber die Gesamtheit der Gemeinde ebenso im Blick sein wie das gesamte Lebensumfeld, in dem sie existiert.

6. Offenheit und Konzentration

Wir leben in einer Zeit, in der wir uns als Christen und als Kirche neu auf den Kern des Evangeliums besinnen, auf die Botschaft von Gottes Gnade für uns in uns selbst verkrümmte Menschen, auf die Botschaft der Hoffnung über unser begrenztes Leben und unsere endliche Freiheit hinaus, auf die Botschaft der Liebe Gottes, die uns hilft, Berge der Lieblosigkeit zu versetzen. Wir leben zugleich in einer Zeit, in der diese dreifache Botschaft vielen Menschen um uns her unbekannt geworden ist. Deshalb verbinden sich im Auftrag unserer Kirche heute zwei Elemente ganz unmittelbar miteinander, von denen manche denken, sie seien weit voneinander entfernt – nämlich die Konzentration auf die innere Mitte, von der her wir leben, und die Wendung nach außen, hin zu den Menschen, denen wir den Zugang zu dieser Mitte eröffnen wollen. Denn „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1. Timotheus 2,4). Knapper und klarer lässt sich das Ziel nicht beschreiben, auf das im Grunde doch alles kirchliche Leben und Handeln hinausläuft.